

Kanzelrede

Evangelische Laudatekirche, Garching b. München
Sonntag, 30. Juli 2017

Wolfgang A. Herrmann
Präsident der Technischen Universität München

Lesung zur „Kanzelrede“

„Gleicht euch nicht dieser Welt an, sondern wandelt euch und erneuert euer Denken, damit ihr prüfen und erkennen könnt, was der Wille Gottes ist: was ihm gefällt, was gut und vollkommen ist. Aufgrund der Gnade, die mir gegeben ist, sage ich einem jeden von euch: Strebt nicht über das hinaus, was euch zukommt, sondern strebt danach, besonnen zu sein, jeder nach dem Maß des Glaubens, das Gott ihm zugeteilt hat. Denn wie wir an dem einen Leib viele Glieder haben, aber nicht alle Glieder denselben Dienst leisten, so sind wir, die vielen, ein Leib in Christus, als einzelne aber sind wir Glieder, die zueinander gehören.“

(Römer 12, 2–5)

Auf dem Weg zu diesem Gottesdienst bin ich über unseren Forschungscampus Garching gefahren, um mich über die baulichen Fortschritte zu freuen. Ausgerechnet dort fiel mir ein eucharistisches Fronleichnamslied ein*, wo es heißt: *„Was dem Auge sich entziehet, dem Verstande gar entfliehet, das sieht der feste Glaube ein.“* Der Text könnte in seiner Konsequenz von Martin Luther sein und passt zu Garching, weil Naturwissenschaft und Technik immer wieder dort ankommen, wo das schärfste Auge und der agilste Verstand nicht weiter wissen.

Der heutige „Kanzelredner“ ist kein Prediger. Dazu fehlt ihm der theologische Tiefgang, obwohl er sich als Schüler und Student – damals ziemlich bibelfest – hartnäckig mit den Zeugen Jehovas herumgestritten hat („bibelhart“). Schon gar nicht ist er ein Barockprediger, deren wortgewaltige Ansagen an das Landvolk uns Heutige, Aufgeklärte ergötzen, wiewohl sie in die damalige Zeit passten. Große Gestalten hatten wir in unserer Region – von Burghausen bis Augsburg, von Christoph Selhamer, Jeremias Drexel bis Abraham a Santa Clara. Ich lasse also heute nicht „die Himmel krachen“, und auch nicht „die mit Donner gefüllten Wolken“. Keine düstere Höllenpredigt, aber auch keine lichte Heilspredigt. Jedoch soll Andreas Strobl, der Bauernpfarrer von Buchbach bei Schwindegg („schwarze Ambsel“), zu Wort kommen: *„Der Tod herbringt das Leben mir; wann ich nur dahin stürbe, ich ein neues Leben erwürbe [...] Vom Grab hab ich das Leben.“* Das ist die Auferstehungsbotschaft, zentral als cantus firmus unserer Kultur- und Glaubenstradition seit Jesus Christus, jenseits aller konfessionellen Sonderheiten. Im ersten Korintherbrief ist sie verankert: *„Ist aber Christus nicht auferstanden, dann ist unsere Verkündigung leer und Euer Glaube sinnlos.“* (1. Kor 15,14) Und die Heiligen Gräber aus der Barockzeit haben ein kämpferisches *„Mors, ubi victoria?“* draufgesetzt.

In der Antonius-Kapelle, die meine Familie zu meinem 50. Geburtstag bei unserem Anwesen, einem alten Pfarrhof (1729) in Garching an der Alz errichten ließ, gibt es sieben Bekenntnistafeln, eine von jedem Familienmitglied ausgewählt. Mein Lieblingstext liest sich so: *„Wenn also jemand in Christus ist, dann ist er eine neue Schöpfung.“* (2. Kor. 5,17). Von der Nachbartafel klingt es alttestamentarisch herüber: *„Ich habe Dich in meine Hände geschrieben, Du bist mein.“* (Jes. 49,16) Immerwährende Frohbotschaften, die uns auf der irdischen Wanderschaft Halt geben, und Ruhe, wenn das jenseitige Ziel erreicht ist.

*Deinem Heiland, Deinem Lehrer (nach dem Lauda Sion; Franz Xaver Riedel, 1773)

Den „Kanzelreden“ fehlen heute die Kanzeln, die im bayerischen Rokoko die genialsten Handwerker und Künstler herausgefordert haben. Man muss sich nur im Erdinger Holzland unserer Heimat umschaun, in Oppolding, Grucking, Hörgersdorf und Eschlbach zum Beispiel: filigrane Predigtstühle mit kunstvollen Schalldeckeln, die den Heiligen Geist nie vermissen lassen. Er soll uns erleuchten, das Wort Gottes zu verstehen und zu verinnerlichen. Er ist der Geist des Pfingstwunders, der die christliche Spracheinheit herstellt. Dieser Geist „weht wo er will“, auch hier und in unserer Universität. „*Accende lumen sensibus, infunde amorem cordibus*“, wie es im Veni Creator heißt: das Licht des Geistes, die Liebe in den Herzen.

Der Geist ist im dreifaltigen Gott, der unsere Konfessionen von Anbeginn begleitet. Ihm sieht sich auch die christliche Kunst über Jahrhunderte verpflichtet. Besuchen Sie die Klosterkirche Rohr, ganz in unserer Nähe! Dort setzt Egid Quirin Asam die Trinität in einer überragenden Hochaltarplastik ein wie in einem *theatrum sacrum*, wenn auch die Maria Assunta als theologisches Motiv im Mittelpunkt steht, kreuzkatholisch – jene Gottesmutter, die freilich erst die jüngere Dogmengeschichte mit der leiblichen Aufnahme in den Himmel assoziiert hat. Der Protestant mag sich fragen, ob hier nicht vor den staunenden Augen der Apostel eine *Resurrectio* mit einer *Assumptio* großzügig verwechselt wird. Aber auf den Dreieinigen Gott kommt es an, der über der aufwärtsschwebenden Maria thront, um sie als Himmelskönigin zu empfangen. Die Taube („*una columba veni, cape insignia trina*“) trägt den Brautring im Schnabel.

Kanzel und Predigt aber führen unmittelbar zu Martin Luther, aus dessen Frühzeit im Übrigen eine großartige Magnifikat-Auslegung überliefert ist. Luther war die historische Konsequenz aus dem Niedergang der Glaubensdisziplin. Mehrere Reformkonzilien hatten da nicht helfen können. Luther ist es zu danken, dass der Christusglaube das Abendland überlebt hat, und so wurde er zum Geschenk Gottes an die Menschen. Ihm verdanken wir die unmittelbare Bezogenheit auf das Wort Gottes, auf die normative Kraft der Bibel, neben der kein anderer Maßstab gültig ist, so unterschiedlich seither die historischen Wahrnehmungen der Reformation auch sind: in der Hauptsache zur Innerlichkeit, aber auch zum Antipapismus oder zum Deutschtum.

Es mag uns Katholiken am Protestantismus jene tägliche Frömmigkeitspraxis fehlen, wie wir sie kennen. Die Annäherung an den gnädigen Gott aber gestattet viele unterschiedliche Gewohnheiten. Alle verdienen unseren Respekt. In der Antonius-



Altarmosaik

der Künstlerin Renate Gier (*1942) aus Grafrath b. München in der St. Antonius-Kapelle (1999) der Familie Herrmann in Garching a. d. Alz. Das aus 16 Tontafeln bestehende plastische Wandbild über dem Altar verdichtet kreis- und spiralförmig angeordnete geometrische Grundfiguren, aus dem Dunkel kommend, nach innen zu einem lichten goldenen Kreuz, das für die Lebensordnung stehen soll. Die Kapelle ist öffentlich zugänglich und dient vor allem den Bewohnern des benachbarten Seniorenheims als Stätte des Gebets und der Meditation.

Kapelle gibt es ein Altarmosaik, dessen spiralförmig gesetzte archaische Symbole nach innen ein goldenes Kreuz ergeben: Es steht für die Lebensordnung. Nichts ist spielerisch verschnörkelt, „streng protestantisch“, so mein erster Kommentar damals. Eine alte Frau kam damit als regelmäßige Besucherin nicht klar: „*Ich brauche einen zum Hinbeten!*“ sagte sie, und so stellten wir ein Kreuz mit Corpus auf den Altartisch, und eine Antoniusfigur daneben. Seither wendet sie sich auch dem Opferstock zu...

Eindrucksvoll ist in der Evangelischen Kirche die Unmittelbarkeit im Gottesbezug, die umwegfreie Christusbezogenheit, die keiner Übersetzung bedarf und keine Mittler nach oben braucht. Schön sind sie aber doch, unsere Heiligen, und so lasse ich auch über die Vierzehn Nothelfer nichts kommen, trotz der schwachen Frauenquote (21 %). Und doch: Die mystische Frömmigkeit des Spätmittelalters ist bei den Protestanten tief verankert.

Da bin ich nun bei meiner eigenen Biografie. Man braucht sie, wenn Religiosität keine aufgesetzte Theorie ist.

Ich bin in einem Schulhaus auf dem Land aufgewachsen, mitten in der Natur zwischen Äckern, Wiesen und Wäldern – und im prächtigen Schulgarten, wo man als Schüler die Obstbäume zu veredeln lernte. Mein Vater war Lehrer und Organist, und er stand allen örtlichen Vereinen vor. Man müsste ihn als „Sozialisations-agenten“ im guten Sinne verstehen, denn er kümmerte sich um die Menschen. Der Sonntag war Feiertag, erkenntlich an der Kleidung und an den Ritualen. Der Ministrant konnte das Staffelgebet auf Lateinisch herunter sagen, ohne es zu verstehen („*Sursum Corda*“ – Empor die Herzen). Auch die Toten gehörten zur Dorfgemeinschaft. Sie wurden aus ihren Häusern abgeholt und auf dem Pferdefuhrwerk zum Gottesacker gebracht. Der Vater sang mit dem Pfarrer hinterher, der Ministrant trug der Totenprozession das Vortragekreuz voraus. Wer so sozialisiert ist, hat Respekt vor dem gottgegebenen Kreislauf zwischen Geburt und Tod, hat Demut vor Gottes Fügung in sich, und er hadert nicht mit dem Schöpfer bei Schicksalsschlägen, die auch mich getroffen haben.

Kreuzkatholisch, werden Sie sagen. Stockkatholisch gar? Wo ist die Ökumenische Perspektive? Sie beginnt wieder früh und schlicht: Der einzige Protestant meiner Klasse hatte einen weiten Schulweg, und einmal die Woche gab es am Nachmittag den kollektiven evangelischen Religionsunterricht. So durfte mein Schulfreund an diesem Tag, über mehrere Jahre hinweg, bei uns im Schulhaus zu Mittag essen. „*Was kann denn dieser Bub dafür, dass er evangelisch ist?*“ So die Begründung meiner Mutter, die an diesem Tag besonders gut kochte und uns zum „Vater Unser“ als Tischgebet anhielt. „*Da kann man nichts falsch machen*“, wie sie ökumenisch zutreffend meinte. Ja, wer wissen will, wie es dereinst im Paradies aussieht, der muss diese Kindheit erlebt haben! Alles was mich geprägt hat kommt aus diesem christlichen Elternhaus.

Im Übrigen: Dieselbe Mutter ist es, heute 94-jährig, die in mir die Zukunft eines geistlichen Herrn sah. Dieser Wunsch blieb sichtlich unerfüllt, wobei es des frühen Hinweises meines Vaters auf den Zölibat alsbald nicht mehr bedurft hätte.

Der Sprung zur Ökumene war bei mir nicht konstruiert, sondern Teil meiner Vita. So wie ich als Jugendlicher die Europäische Einigung erlebte, dieses große Friedenswerk unseres Kontinents nach dem schrecklichen Weltkrieg, so begeisterte mich das Zweite Vatikanische Konzil. Mit dem Auftrag zur pastoralen und ökumenischen *ins-tauratio* war es angetreten im Bekenntnis unserer heutigen Schriftlesung, dass wir „*ein Leib in Christus*“ sind (Röm. 12, 2–5): „...als Einzelne sind wir Glieder, die zueinander

gehören.“ Ein wesentliches Konzilsprofil wurde die Ökumene. Jedoch: Die Konsensdokumente blieben bei den theologischen Eliten und wurden nicht heruntergebrochen auf das Kirchenvolk. So ist die Ökumene der Mentalitäten nicht gelungen. „*Wandelt Euch und erneuert Euer Denken.*“ Dieser Auftrag aus dem Römerbrief (Röm. 12, 2–5) ist uns also trotz guter, vielversprechender Ansätze geblieben.

Nun hat Ökumene viele Facetten. Stark ist sie in der Diakonie und der Caritas. Entwickelt hat sie sich aus dem Konziliaren Prozess um Carl Friedrich von Weizsäcker (Basel, 1989) als „Ökumene der Alternativen“ – zum gemeinsamen Verständnis etwa in der politischen Urteilsbildung, zu Friede, zu Gerechtigkeit und zur Bewahrung der Schöpfung. Im Hochschulentwicklungsplan 2000 unserer Universität heißt es in der Präambel: „*Die Technische Universität München erkennt im Auftrag zur Bewahrung der Schöpfung eine Verpflichtung zur Fortentwicklung von Wissenschaft und Technik.*“ Das sagt viel über den Geist, der bei uns weht, wiewohl es zu diesem Bekenntnis eine ellenlange, kontroverse Diskussion gab. Neuerdings ist von der „Ökumene des Blutes“ die Rede: Papst Franziskus merkt an, dass gegenwärtig mehr Christen ihres Glaubens wegen getötet werden als in der Antike. Er spricht einer „*versöhnten Verschiedenheit*“ das Wort, nicht zuletzt aufgrund seiner Erfahrungen mit den Pfingstkirchen in Lateinamerika.

Zum ökumenischen Geist passt die „Sonne der Gerechtigkeit“, die wir heute besungen haben (Otto Riethmüller, 1932, nach älteren Strophen): „*Brich in Deiner Kirche an, dass die Welt es sehen kann. Lass uns eins sein, Jesu Christ, wie Du mit dem Vater bist.*“ Das hätte bereits in der katholischen Reform des 16. Jahrhunderts die Losung sein müssen, nicht aber eine im konfessionellen Absolutismus eines Kurfürsten Maximilian I. mündende Gegenreformation härtester Gangart. Wir haben es dem Protestantismus wahrlich schwer gemacht! Wir in Bayern haben lange genug bis zum Religionsedikt bis 1808/1818 gebraucht, immerhin eine späte Einsicht der neuen, wechselhaft liberalen konstitutionellen Monarchie.

Im 500. Lutherjahr sind wir gerufen, uns als Menschen, die auf Christus getauft sind, auf das überkonfessionelle Eins-Sein zu besinnen. Bezeichnenderweise wurde der große katholische Theologe Ignaz Döllinger, hier in München, zum Vordenker der Ökumene. Bereits 75 Jahre alt – es ist also nie zu spät! – hat er die Bonner Unionskonferenzen initiiert (1874/75). Zu diesem Zeitpunkt war der einstige scharfe Kritiker des Protestantismus, der Aufklärung und der Lola Montez, bereits exkommuniziert (*excommunicatio major!*), als Gegner der Papstdogmen Pius IX. (Unfehlbarkeit *ex cathedra*).



Evangelienkreuz

des Bildhauers Hubert Elsässer (1934–2009) im Dienstzimmer des Präsidenten. Der Bronzeguss ist das Arbeitsmodell für das große Altarkreuz aus Lindenholz (1987) in der katholischen Kirche St. Birgid in Wiesbaden. Das Sakralkunstwerk umfasst in Anlehnung an das irische Hochkreuz zwei gleichlange, durch das Sonnenrad führende Kreuzbalken. Der gekreuzigte Christus wird als der Auferstandene dargestellt, an den Kreuzenden umgeben von den Symbolen der vier Evangelisten. Der Altarraum ist nach den liturgischen Bedürfnissen des Zweiten Vatikanums gestaltet. Hubert Elsässer war Meisterschüler von Josef Henselmann.

dra). Der gebrochene Mann sollte zum Vater der Altkatholiken werden, obwohl er sich diesen bis zu seinem Lebensende nicht anschloss. Döllingers späte Annäherung an die Lehre Luthers half letztlich die Atmosphäre für die Ökumenische Bewegung des 20. Jahrhunderts zu bereiten: die Einheit in der Verkündigung von Jesus Christus, die unmittelbare Rückbezogenheit auf das Wort.

In meinem Dienstzimmer hängt ein kreisförmig gefasstes Bronzekreuz des Bildhauers Hubert Elsässer († 2009). An den Enden trägt es die Attribute der vier Evangelisten Matthäus, Markus, Lukas und Johannes (Mensch, Löwe, Stier bzw. Adler). Ich wollte damit die Bedeutung des Wortes hervorheben. Dieses Kreuz befindet sich auch in den Wohnungen aller unserer Kinder.

Gelebte Ökumene verdichtet sich auf vielfache Weise in der Musik. Mit ihr werden wir Martin Luther unmittelbar gerecht, denn für ihn verkündigt Gott seine Botschaft auch über die Musik. Als Sprachschöpfer hinterlegte er volksbekannte Melodien mit

geistlichen Texten. Er textete und komponierte (z.B. *Vom Himmel hoch*). Er trug damit nachhaltig wirksam zur identitätsstiftenden Spracheinheit der Deutschen bei. Letztlich hat er die Musik in unserem Land bis auf den heutigen Tag geprägt. Auch Bruckners „*Non confundar in aeternam*“ (Te Deum) und Regers Orgelmusik, die in die Polyphonie des 20. Jahrhunderts hinüberführt, wären ohne Luther nicht denkbar gewesen. Und so ist es nicht zuletzt im Geist der Ökumene folgerichtig, dass unsere TUM-Adventsmatinee 2017 im Zeichen Luthers steht: Sie wird mit dem Eingangschor der Bach-Kantate „Nun komm der Heiden Heiland“ anheben, zumal der Text und die Leitmelodie von Luther stammen.

Auch die spätmittelalterliche geistliche Lyrik wäre ohne Luther nicht geworden, und daraus erst kann man das geistliche Musikschaffen des großen Johann Sebastian Bach und seiner Nachfolger verstehen. Hinter Luther standen als Autorität nicht Kaiser und Könige, sondern das Wort Gottes – jetzt auf Deutsch. Wir haben heute Paul Gerhards geistliches Sommerlied „Geh aus mein Herz und suche Freud“ aus dem 17. Jahrhundert gesungen: Die an Gott gerichtete Bitte, uns ausgehend von der Anmut der irdischen Natur im noch viel schöneren Himmlischen Garten einst zur Vollendung zu bringen, formuliert dieser schlichte, tiefgründige Satz: „*Lass mich bis zur letzten Reis' an Leib und Seele grünen.*“ Denn – wie es an anderer Stelle heißt: „*Ich bin ein Gast auf Erden, und befiehl Du Deine Wege.*“

Will man Martin Luthers Reformationsbotschaft auf die ökumenische Basis zurückführen, dann lese man „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ (1520): Es ist die Gnade Gottes, die *über* den „guten, frommen Werken“ steht. Das Wort gibt die Gnade, erklärt Luther, und „*warum der Glaube so viel vermag und dass keine guten Werke ihm gleich sein können*“.

Ökumene umfasst in ihrer Wortbedeutung den „ganzen Erdkreis“. Für uns im 21. Jahrhundert bedeutet das: Wer selbst religiös verwurzelt ist, der kann auch religiöse Toleranz. Das meine ich, wenn ich oft davon spreche, dass Internationalität *die Heimat mit der Welt zu verbinden bedeutet*. Unsere Heimat aber lebt aus ihrer christlichen Tradition. Sie ist der fortwährende Duktus unserer Kulturgeschichte. Sie nährt sich aus der Frohbotschaft der Heiligen Schrift, deren zentrale Hoffnung die Auferstehung in der Nachfolge Christi ist.

Wolfgang A. Herrmann

Impressum

Herausgeber und Autor

Prof. Dr. Dr. h.c. mult.
Wolfgang A. Herrmann
Präsident
Technische Universität München

Arcisstraße 21
80333 München
Tel. +49 89 289 25258
Fax +49 89 289 23399
praesident@tum.de

Gestaltung

ediundsepp
Gestaltungsgesellschaft mbH, München

Druck

ABCcolor Druck Lehner e. K.
Georgenstraße 84
80798 München

Veröffentlicht im September 2017

